

Kafkas Schatten in Amerika

Sylvia Plath: „Zungen aus Stein“. Aus dem Amerikanischen von Julia Bachstein und Susanne Levin. Frankfurter Verlagsanstalt, Frankfurt am Main; 268 Seiten; 36 Mark.

Die amerikanische Dichterin Sylvia Plath ist seit jenem Februartag 1963, an welchem sie, erst 30jährig, den Gashahn in ihrer winzigen Londoner Wohnung aufdrehte, der Gewalt immer neuer Verklärungen unterworfen. Zur Romantisierung neigende Bewunderer feiern sie als eine Märtyrerin, die am Konflikt zwischen Kunst und Leben zerbrach. Sozialkritisch gestimmte Geister erblicken in der empfindsamen Poetin das Opfer einer kalten Gesellschaft polierter Erfolgsmenschen und deren einschüchternder „keep smiling“-Maskerade. Feministinnen schließlich hegen keinen Zweifel, daß die Ehefrau des Lyrikers Ted Hughes und Mutter von zwei kleinen Kindern im Räderwerk des Patriarchats umkam: Wahr ist, daß ihr zum Schreiben am Ende nur noch die nervöse Zeitspanne zwischen vier Uhr morgens und dem ersten Schrei des Babys blieb.



Mit dem zurückhaltenden Respekt eines nahen Freundes hat hingegen, in seiner berühmten Studie über den Selbstmord, der englische Literaturkritiker A. Alvarez den dunklen Weg Sylvia Plaths in den Freitod und dessen Vorschein in ihrer Literatur gedeutet: „Es ist, als würde sie ständig von etwas bedroht, das sie nur aus den Augenwinkeln erkennen kann.“ Durch den in jeder Faser autobiographisch eingerichteten Mikrokosmos dieses leisen und unbezwingbaren Schreckens führen auch die 15 Erzählungen „Zungen aus

Stein“, die nach der Prosasammlung „Die Bibel der Träume“ nun den zweiten Band einer deutschsprachigen Sylvia-Plath-Ausgabe bilden.

Ihren deutschen Vater, der als Professor an der Boston University Insektenkunde lehrte, empfindet die Autorin in der Erzählung „Unter den Hummeln“ als übermächtigen Patron, der eine beklemmende, aus Faszination und Furcht angerichtete Atmosphäre um sich herum verbreitet. Es war wohl nicht nur poetische Neigung, daß sie ihm auch ein Gedicht gewidmet hat, in welchem sie ihren „Daddy“ (Titel) mit seinem „korrekten Schnurrbart“ und „Arier-Auge“ als einen „Panzer-Mann“ und sich selber als dessen jüdische Geisel ausmalte. Nach ihrem Gas-Suizid war dieses Gedicht als literarische Offenbarung in mancher Munde.

Traumatische Erlebnisse liegen ebenso der titelstiftenden Erzählung „Zungen aus Stein“ zugrunde: der poetischen Bewältigung ihres Aufenthaltes in einer Nervenheilanstalt, in die man sie, nach einem ersten Selbstmordversuch, im Alter von 20 Jahren brachte und mit Elektroschocks zu normalisieren versuchte: „In dem Alptraum ihres Körpers gefangen“, bewegt sich die Heldin in einer Gespensterszenerie alter Frauen, die „wie ausgetrocknete schwarze Käfer“ steif an einem Holzzaun lehnen. Den monoton im Sonnenlicht kreisenden Fliegen starrt sie dabei nach, „als ob es durch Konzentration gelingen könnte“, selbst „auf die Größe eines Fliegenkörpers zu schrumpfen, um so Bestandteil der natürlichen Welt zu werden“. Da diese kafkaeske Verwandlung in der natürlichen Welt jedoch nicht glückt, verkriecht sie sich in düsteren Phantasien vor ihr: „Sehnsuchtsvoll dachte sie an Schubladen und Schränke und die schwarzen, offenen Schlünde von Toiletten und Badewannenabflüssen.“

Die Erzählungen „Zungen aus Stein“ fügen sich zum literarischen Tagebuch eines Lebens auf Messers Schneide. Und obwohl sie vor vordergründig wechselnden Kulissen spielen („Ein Tag im Juni“, „In den Bergen“, „Diese Witwe Mangada“), ist ihr Schauplatz immer derselbe. An scheinbar beiläufiger Stelle wird er genannt: „Der schwarze Schatten von der Unterseite der Welt.“

Ein Anti-Held der Antike

Gisbert Haefs: „Hannibal. Der Roman Karthagos“. Haefmans Verlag, Zürich; 664 Seiten; 44 Mark.

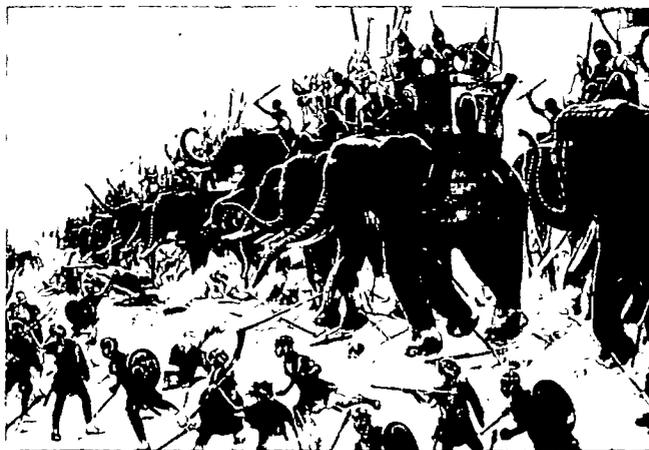
In den Katakomben von Gymnasiasten-Hirnen ruhen sie, Imumifiziert und verstaubt, die punisch-römischen Kriege. Mitsamt ihrem Helden Hannibal, dessen Kriegselefanten 218 vor Christus über die eisigen Alpen Richtung Rom stapften und die selbstgefällig glitzernde Weltmetropole in der legendären Schlacht bei Cannae zwei Jahre später an den Rand des Abgrunds brachten: „Hannibal ante portas“.

Im Historien-Schmöker des Bonner Schriftstellers, ehemals Komponisten und Chansoniers Gisbert Haefs, 39, wieder-aufstehen sie quicklebendig, gerät das antike Gerangel zum Action-Thriller. Mit Spionen und Politintrigen ausgestattet, wird die versunkene Geschichte spürbar, greifbar, riechbar – und keineswegs verfälscht, weil orientalistisch romantisiert, wie im „Salambo“ des seligen Gustave Flaubert.

Wie kommt so ein kecker Hinkelstein ins Tal der Tränen der deutschen Gegenwartsliteratur? Gisbert Haefs, ein Bildungsmensch mit Rabelais-Gemüt, taucht nicht aus dem Nichts auf. Anglist und Hispanistiker, hat er sich als Übersetzer (Borges, Kipling, Conan Doyle) schon einen Namen gemacht, und den hat er auch in Krimi-Kreisen: Haefs' Amateur-Detektiv Balthasar Matzbach schnüffelt mit gargantueskem Lebenshunger krummen Hunden, schrägen Vögeln und falschen Hasen der Bonner Republik hinterher.

Auf Hannibal kam Haefs, weil der unter all den antiken Schicksalsbändigern ein Sonderling, nämlich kein Zerstörer war. „Ich habe Rom nie gehaßt. Rom oder Syrakus oder Athen – alle haben das gleiche Recht. Ich wollte nur, daß Rom dieses Recht auch Karthago zugesteht.“ Mit diesem seinem Hannibal in den Mund gelegten Humanismus liegt Haefs im Trend der jüngeren Karthago-Forschung, die den Puniern gegenüber den Römern moralisch die bessere Karte zuteilt: liberaler Zivilisationsgeist contra totalitäre Ideologie und völkerschleifenden Imperialismus.

Autor Haefs hat sich gründlich in die alte Zeit versenkt, nicht nur den Anekdotenüberlieferer Livius, auch das „Griechenwesen im griechischen Ägypten“ und die „Gifte in der Weltgeschichte“ studiert, überdies „Alte Maße, Münzen und Gewichte“. So enzyklopädisch gerüstet, drückte er die Feder einem Erzähler, dem Griechen Antigonos, in die Hand.



Hannibals Kriegselefanten: „Ich habe Rom nie gehaßt“

Am Ende eines langen Lebens schreibt dieser väterliche Freund des Hannibal, innig umorgt von der Sklavin Korinna, die Geschichte der Stadt Karthago nieder – in welcher er als griechischer Bankier, als vorurteilsfrei gelittener Gastarbeiter zu Einfluß gekommen war. Ein Schlachtenbummler zuerst, nun ein betrübter Nekrologe.

„Auge und Feder“ möchte der Grieche sein und dies, so rät ihm die Sklavin Korinna, „in einer gewissen fließenden Atemlosigkeit“. Also läßt Antigonos, von Haefs geführt, die Feder sausen, ein wildbewegtes Panorama keineswegs nur der Alten Kriegskunst entstehen. Genießerisch verweilt er auch bei anderem Schnee von gestern: beim Besuch im Badehaus, bei der erotischen Balz, bei opulenten Gelagen.

Historische Romane, mittlerweile eine Domäne der anglo-amerikanischen Literatur, hatten einst auch in deutscher Zunge große Autoren – etwa Hermann Brochs „Der Tod des Vergil“ oder Brechts „Geschäfte des Herrn Julius Cäsar“. Und durchs künstlich vergilbte Pergament schimmerte die Gegenwart. Sie schimmert auch hier: Aus den Gamaschen der Römer, sagt Haefs, seien die Stiefel der Nazis geworden.

Der Guru und die Emanze

John Updike: „S.“. Aus dem Amerikanischen von Heidrun Adler. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg; 300 Seiten; 36 Mark.

Weiberfeinde unter den Lesern, seit Schopenhauers Verstummen arg vernachlässigt, haben immer schon gern zu den Büchern des US-Zynikers John Updike gegriffen. Unvergänglich bleibt eines seiner Aperçus: „Frauen sind eine fremde Rasse von Heiden, die unter uns wohnen.“

Dennoch schlüpft der hochdekorierte Einzelkämpfer (Pulitzer-Preis) auch schon mal in die fremde Haut und erzählt aus der Sicht einer Frau – vor ein paar Jahren in den „Hexen von Eastwick“, jetzt im Brief-Roman „S.“. S. steht für Sarah und, vermutlich, für Sex und Selbstverwirklichung, dem paso doble der Emanzipation.

Zu solchem Doppelschritt hatte, Anfang der achtziger Jahre, vor allem ein indischer Rolls-Royce-Guru geködert, mit seinem tantrisch gepfefferten Psycho-Mix und seinen wie in Olivenöl schwimmenden Base-dow-Augen. Bei Updike heißt er Arhat



Schriftsteller Updike
Erbarmungslose Vivisektion

(nicht Bhagwan), und die S. & S.-Farm liegt in Arizona (nicht Oregon). Dorthin zieht Sarah, 42.

Sie flieht das Boston-Puppenheim mit den Chippendale-Möbeln, das nicht mehr lustvoll benutzte Ehebett mit dem Arzt-Gatten, den Psychiater und den teuren Zahnarzt. Auf den Äckern des Arhat leistet sie „Gottesarbeit“, avanciert in der hauptsächlich weiblichen Hierarchie und betreibt schließlich mit dem Guru selbst, was auf Sanskrit „Maithuna“ heißt und ihr den ersten multiplen Orgasmus beschert.

Sarah berichtet das alles selber, in Briefen an Mann, Mutter, Tochter, Psychiater oder auf Kassetten an ihre Intimfreundin; darunter ist auch der heimliche Mitschnitt der niederträchtig komischen „Maithuna“-Szene. Updike, der erbarmungslose Vivisektions-Virtuose, hegt wenig Sympathie für seine Helden.

Denn in ihren Notizen aus der Psycho-Provinz materialisiert sich Sarah zu einer gerissenen, heuchlerischen, kleinhirnigen Keifzange, die den Schwindel um sich herum durchschaut, scharfsichtig sogar und gehässig, aber dennoch ergeben zur orangefarbenen Fahne steht.

Mit sprachglitzerndem Kalkül und dezentem Hohn puzzelt der verehelichte Updike, 56, so ein Frauen-Bild zusammen, das er sich zu Hause sicher nicht aufhängen darf. Gelegentlich neigt er sich aber auch gütig über sein Geschöpf, läßt Sarah leiden und klagen, ums Familiensilber bangen, vom verlorenen Arzt-Gatten träumen, mithin von Herzen Frau sein.

Von Herzen der durchaus männlichen Art: Am Ende sitzt Sarah auf den Bahamas und genießt die Million, die sie aus dem maroden Guru-Imperium für sich abgezweigt hat.

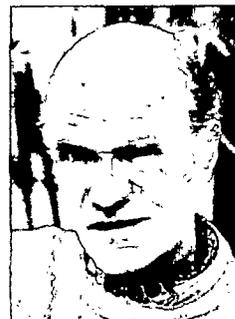
Verlöschende Lichter in der Dunkelheit

Robert Pinget: „Der Feind“. Aus dem Französischen von Gerda Scheffel. Klaus Wagenbach Verlag, Berlin; 140 Seiten; 19,80 Mark.

Nach der Weihnachtsmesse treffen die Eltern des fünfjährigen Jungen wieder im Gästehaus des Freundes ein. Da möchte die Mutter ihrem schlafenden Buben noch einen Gute-Nacht-Kuß geben und tritt auf leisen Sohlen an sein Bettchen. „Zwei Minuten später kommt sie schreiend zurück, das Kind ist verschwunden, in den beiden Schlafzimmern sind Schlamm-spuren, die Tür zur Treppe ist aufgebrochen.“

Bis Mitternacht hat die Suche des Landwirts nach seinem elf-jährigen Sohn, der zum Blumenpflücken morgens in die Heide geradelt war, nicht das geringste Indiz zu Tage gefördert. „Die alarmierte Präfektur schickt daraufhin eine Patrouille von zehn Mann, die den Wald durchkämmt. Die Leiche des Kindes wird in einem Teich gefunden.“

Robert Pinget, 69, schickt seine Leser durch eine Scherbenwelt – die Verbrechen an den beiden Kindern sind nur zwei Splitter darin. Aber haben sich die derart lakonisch protokollierten Tragödien wirklich ereignet? Mitsamt des verdächtigen grauen Mercedes, des nebulös gelöschten Tonbands und des Reiseführers, in dem ausgerechnet jene Seiten fehlen, die der Aufklärung nützen könnten. Oder spielen die Schrecken nur im Kopf des alternenden „Meisters“, der in einem französischen Schloß zwischen kostbaren Antiquitäten seine nach innen gekehrte Wehmut pflegt und, von einem Diener umsorgt und dem Calvados geneigt, in irritierend unverbundenen Traumbildern über sein Leben nachdenkt?



Schriftsteller Pinget
Irritierendes Traumbild

Von Alberto Moravia, der Eminenz des literarischen Italien, ist das Kanzelwort überliefert, ein „guter Roman“ sei daran zu erkennen, daß der Leser zu jeder Zeit wisse, wie spät die Uhr anzeige und vor welcher Hausnummer er sich gerade befinde. Robert Pinget, der Gegenpapst des literarischen Frankreich, hat gegen Moravias Geschmacksbrevier gesündigt, seit er vor bald 40 Jahren den „Nouveau roman“ mit aus der Taufe hob. Seine Figuren und ihre Geschichten nämlich tauchen vor den Lesern auf wie Lichter in der Dunkelheit, die wieder verlöschen, sobald man sich ihnen nähert. Und doch oder gerade darum wirken sie manches Mal ähnlich suggestiv wie das Porträtbild des Ahnen, das in „Der Feind“ der Meister in seinem Schloss aufbewahrt und von dem der Diener einem Besucher sagt: „Sehen Sie, er blickt einen an, wo immer man auch steht.“

Natürlich, Bestseller perlt ein Sonderling wie Robert Pinget nicht aufs Papier, und im Party-Small-Talk der Schickeria funkelt er kaum. Aber der rätselhafte Franzose ist sich zum Ausgleich der Verehrung durch Samuel Beckett sicher (den er und der ihn übersetzt hat) und möchte mit der kaleidoskopischen Form seiner Literatur ganz bewußt der zerstückelten Wirklichkeit den Spiegel vorhalten: Das Stimmengewirr in „Der Feind“ ist hinter seiner Melancholie ebenso das kaum hörbare Gelächter auf die in den Augen des Autors wohl kitschige Phrase, es ließen sich auch die beschädigten Leben der Moderne noch in der harmonischen Romangestalt des 19. Jahrhunderts ausmalen.